Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Sächsischen Volkszeitung

Ein Kirschbaum auf Wanderschaft

Historische Erzählung von Alfred Richter

Im Jahre 1820, in einer Frühherbstnacht, sahen Fuhrleute auf der Landstraße zwischen Creisau und Schweidnitz einen gespenstischen Heerzug. Ein haushohes umbrettertes und bedachtes Ungetüm schwankte, quiekte und knirschte heran. Zwölf bedächtige Ochsen zogen, und Dutzende von rufenden und schreienden Gestalten schoben — waren es Geister, oder war es Wirklichkeit? Das Lichtdunkel der halbverhängten Mondnacht ließ beiden Möglichkeiten Raum. Und es mußte doch wohl ein Spuk sein! Es grauste denen, die es aus der Ferne sahen. Weit ins Feld hinaus wichen sie dem unheimlichen Zuge aus.

Die Mär aber verbreitete sich mit Windeseile noch in der Nacht, und am nächsten Morgen marschierte, was Beine hatte, nach Schweidnitz hinein, zu hören und zu sehen, was aus dem Ding geworden wäre.

Der Besucher dieser ehrsamen Stadt wären ohnedies nicht wenige gewesen, denn es war ein königlicher Prinz eingetroffen, um seine schon lange angekündigte Schlesienreise abzufahren, Friedrich Wilhelm, der spätere Preußenkönig.

Und — war es denn die Möglichkeit? — just im Quartier des Prinzen war auch der nächtliche Rätselzug eingekehrt. Ja, er war sogar eigens, um dem Prinzen seine Aufwartung zu machen, auf diese so unendlich beschwerliche Wanderschaft gegangen.

Es hatte gar nichts mit Gespenstern und Erscheinungen zu tun, und dennoch war es ein wahrhaftiges Wunder: Unter den Fenstern des Prinzen, die nach dem Garten zu lagen, stand ein großer Kirschbaum, übervoll an dunkelschwellenden frischen, saftigen Früchten — im Frühherbst Kirschen! Frank und frei stand er da, fest in der Erde ruhend, als hätte er immer hier gestanden. Droben am Fenster aber stützte sich der Prinz mit beiden Händen auf den Sims und schaute verwundert herab.

Nicht lange! Dann kam er und pflückte sich von den Früchten.

Und nun auf einmal war auch eine Erinnerung da — —! Sieben Jahre zuvor, im Sommer des Jahres 1813 war es gewesen. Da hatten die verbündeten Monarchen Preußens und Rußlands im Gutshof von Creisau ihr Hauptquartier aufgeschlagen. In Begleitung des Königs von Preußen befanden sich die ältesten Prinzen, frische, übermütige Jungherren, denen Zeit und Weile lang wurde. Es war Waffenstillstand, und die von unermeßlicher Sorge um ihre ihnen anvertrauten Völker bedrückten Monarchen genossen in Creisau die Seligkeit einer Idylle.

Eines Tages, wie Zar Alexander aus dem Fenster in den großen Obstgarten hinaussah, beobachtete er den preußischen Kronprinzen bei einem unendlich kindlich anmutenden Vergnügen. Der Prinz war auf einen mächtigen Kirschbaum geklettert und naschte mit vollen Händen. Unterm Baum aber lag, mit dem Rücken an seinen dicken Stamm gelehnt der Hüter dieses Paradieses, und schnarchte. Es war ein alter Mann, den die Gutsherrin, Frau von Dresky, eigens für diesen Kirschbaum angestellt hatte, denn sie hatte bemerkt, daß der Zar aller Reußen sich gelegentlich ein paar Früchte herabgelangt hatte, und da sollte dieser Baum ihm nun ganz allein gehören. Der Zar wußte auch um diese heimliche Fürsorge, die ihn nicht wenig erfreut hatte, und um so herzlicher belachte er jetzt das Ergebnis der strengen Bewachung. Der Kronprinz, satt und zu neuen Taten angeregt, begann, den schlafenden Gralshüter zuerst mit Kernen und schließlich mit ganzen Kirschkartätschen zu befeuern, traf ihn auch endlich so heftig, daß der Alte auffuhr, verstört um sich schaute, den Verbrecher gewahr ward und nun wie ein Berserker zu wüten begann.

Aber er wurde ausgelacht.

Auch Frau von Dresky hatte jenen Streich beobachtet, und er diente ihr später zur Verwirklichung eines Planes.

Es war unter ihren Gutsangehörigen ein sonst unbescholtener Mann durch besondere Verstrickungen dahin gekommen, daß ihn die Gerichte zu einer Freiheitsstrafe hatten verurteilen müssen nach dem Buchstaben des Gesetzes. Mit einem Gnadengesuch war man nicht durchgedrungen, und der Tag rückte heran, an dem der Verurteilte seine Strafe antreten sollte. Das würde er aber niemals getan, sondern lieber sich selbst gerichtet haben. Und es war schade um ihn.

Da verfiel die Gutsherrin auf ein ganz unerhörtes Mittel, um sich unter allen Umständen Gehör zu verschaffen. Der Plan entstand, sowie die bereits in ihren Einzelheiten festgelegte Schlesienreise des künftigen Königs in der Provinz bekanntgeworden war. Frau von Dresky rechnete damit, daß eine in schicklicher und zugleich eindrücklicher Form vorgebrachte Mahnung an seinen lustigen Jugendstreich den Prinzen vielleicht bestimmen möchte, für den Schützling seiner alten Quartiergeberin bei seinem königlichen Vater einzutreten, und so bereitete die Herrin von Creisau sogleich ein Bittgesuch vor, wie es in der Geschichte aller Bittgesuche wohl einzig dasteht. Sie ließ im Frühjahr den Kirschbaum, der mächtig trug, mit einem haushohen Wall von Erde und Rasen umgeben, ließ den mit einigen Luftlöchern und Lichtschachten ausgestatteten Wall bedachen und das Dach mit Erde bedecken. So stand der Baum mit seinen reifenden Früchten wie in einem kühlen, dunklen Keller.

Und die Natur ließ sich täuschen. Die Kirschen, vor Sonnenglut geschützt, behielten Ansehen und Saft weit über die gewöhnliche Dauer hinaus und hingen noch im Frühherbst fest und lockend im Gezweige.

Dann, als der Kronprinz nach Schweidnitz reiste, wurde in Creisau der Kirschbaum mit einem riesigen Ballen Wurzelerde ausgegraben, auf ein schweres Bohlengestell geschafft und auf Walzen mit unendlicher Mühe in jener denkwürdigen Nacht gen Schweidnitz gerollt und unter den Fenstern des Prinzen eingegraben.

Der Kronprinz, gerührt von dem Uebermaß von Anstrengung, das man sich gemacht hatte, einen wertgeschätzten, doch ins Unglück geratenen Menschen zu retten, verwandte sich sofort nachdrücklich für den Verurteilten und erreichte in der Tat, daß die Begnadigung ausgesprochen wurde.

Die Rache der Orang-Utans

Ein Abenteuer in den Dschungeln Sumatras / Reisebericht von G. van Hoorn

Wir waren in die Dschungel Nordsumatras eingedrungen, um die phantastisch reiche, bislang noch wenig erforschte Insektenfauna der Palmen- und Pisangwälder zu studieren. Abenteuer, die über unseren Interessenkreis hinausgingen, suchten wir nicht. Wir hätten auch gar keine Zeit für sie gehabt, denn jeden Tag machten wir eine neue Entdeckung, fanden wir einen Käfer, eine Ameise oder Fliege, von der noch kein Katalog etwas aussagte. Unser Sinn war so in Anspruch genommen von der Welt des Kleinen, daß die übrigen Geheimnisse und Wunder des Tropenwaldes rings um uns versanken.

Um so mehr wurden wir eines Morgens, kurz nach Sonnenaufgang, durch einen Großtierkampf überrascht, dessen Ablauf wahrscheinlich die Nerven auch von weniger harmlosen Moskitosängern zum Zerreißen gespannt hätte... Die Aufregung begann damit, daß plötzlich die Batta, unsere eingeborenen Helfer, die Insektengläser zu Boden fallen ließen und am ganzen Körper zitternd auf ein Orang-Utan-Junges deuteten, das sich in drolligen Sprüngen unter einem Rasamala-Giganten der Dschungellichtung erging. Wir fanden durchaus nichts Besonderes dabei, bis sich, auf einmal auch für uns deutlich wahrnehmbar, der schwarze Leib eines Panthers unter den purpurroten Blütenzweigen einer Marktazee abzeichnete. Einen Atemzug lang sahen wir in die funkelnden Augen der Bestie, dann schnellte der Körper im Sprung durch die Luft... Bevor das ahnungslose Affenkind die Gefahr erkannt hatte, hatten sich die Zähne des Räubers tief in sein Fleisch gegraben.

In das Gekreisch des Angefallenen mischte sich ein Grollen und Dröhnen, tief und dunkel rollte es über den Wald, schwoll und stieg an, wie das Getöse kurz vor dem Ausbruch eines Vulkans. Die Luft erzitterte; von der Urgewalt der Töne hämmerte es in unseren Schläfen. Bis ins Mark erschrocken standen wir an den Boden geheftet und starrten in die 40 Meter hohe Krone des Rasamalabaumes, aus dessen Aesten und Zweigen wie die leibhaftigen Teufel Affen von der Größe eines ausgewachsenen Mannes herniederklasterten. Fast gleichzeitig erreichten sieben Orang-Utans mit aufgeblasenen Kehlsäcken den Boden unter dem Hordenbaum. Trommelten auf die Greifhände und erhoben sich! Trommelten in höchster Wut-Ekstase an die Brusthöhlen, daß es prasselte und knackte! Aufrecht standen die Riesen, mit gesträubtem Rückenhaar und fletschenden Zähnen bewegten sie sich im Halbkreis auf den schwarzen Panther und sein Opfer zu.

Mit beiden Händen hatte sich das Affenkind an einer Baumwurzel festgekrallt und so sehr auch sein Mörder zerrte, es ließ nicht los, kreischte nur und schrie. Dann wurde es für Sekunden unheimlich still. Angesichts der ihr drohenden Gefahr hatte die knurrende Raubkatze ihre Beute aus den Zähnen fallen lassen. Sie duckte sich, leckte die blutige Schnauze und peitschte mit dem Schwanz die Fruchtknoten des Alanggrases. Sprang dann jäh den ihr am nächsten stehenden Orang an! Von der Wucht des Anpralls schlug der Affe wie ein Stein zu Boden. Minutenlang wälzten sich die Bestien ineinander verkrampft im Gras, fauchten wütend und röchelten. Immer schwächer wurde der Widerstand des Utans. Mit zerfetzter Halsschlagader bäumte er sich schließlich noch einmal auf und verendete unter den Krallen des Panthers.

Von neuem hatte sich inzwischen das Toben und Brüllen erhoben. Als der Sieger von dem getöteten Gegner abließ, war er umringt. Zwölf haarige Arme griffen gleichzeitig nach seinem Leib und zerfetzten ihn. Es war grausig anzusehen, wie die Affen den Beherrscher der Dschungel in Stücke rissen. Das Leittier der Horde hatte den Kopf der Katze zu fassen bekommen. Mit einer Kraft, die wir niemals selbst bei einem Orang-Utan vermutet hätten, bog er den Rachen des Mörders auseinander, daß die Kiefer krachten und bald zerbrachen...

Bis an die Schultern waren die Riesenaffen schließlich mit Blut bespritzt, und immer noch ließen sie nicht von dem Verstümmelten ab. Sie zogen ihm das Fell in Streifen vom dampfenden Leib und schleuderten es im Rausch um und über sich. Trommelten und stöhnten dabei, knirschten mit dem furchtbaren Gebiß, tanzten zuletzt...

Staunend gewahrten wir, wie nach einer Weile die Oranos das gemordete Kind zärtlich umfaßten und dicht an den Hordenbaum herantrugen... es schweigend belechten und dann hoch mit in die Krone des Rasamalabaumes nahmen. Auch der getöteten Mutter des Kleinen, die sich als erste dem Panther entgegengestellt hatte, wurde das Grab im Blätterdach des Baumriesen bereitet. Einander ablösend zogen die Affen die Tapfere behutsam hinter sich her, bis der massige Körper der Zerrissenen im Gewirr der Aeste und Zweige unseren Blicken entschwand.

Als wir uns vom Schauplatz des Gemetzels entfernten, schien es, als ob menschliche Laute unser Ohr träfen. Leise und klagend, wie ein Weinen kam es aus dem Wipfel des Baumes. Noch einmal verharrten wir wie angewurzelt. Dann begannen unsere Freunde, die Batta, zu laufen. Sie hielten sich die Ohren zu und rannten, rannten fort von dem Ort der Totenklage der Waldmenschen.

(Aus dem Holländischen von Otto Steinicke.)

Vom Farbenrausch zum Helldunkel

Plauderei am Wochenende

Von Marabu.

Nein, sagt mir nichts gegen den November. Auch im November kann es klare Tage geben, an denen für Minuten oder gar Stunden uns die ganze hohe Woge des Sonnenlichts überflutet. Das gibt dann einen Augenschmaus, der sich mit den Freuden des Sommers wohl vergleichen kann. Novembersonne hat etwas Mildes, Abgeklärtes, einen Hauch von der Güte des Alters und einen leichten Geschmack wie alter Wein...

Aber auch wenn er Nebel braut, wenn er mit milchweißen Schleiern uns schon am Morgen die Landschaft wegnimmt, liebe ich den November. In den brodelnden Wogen des in den Flußtälern brauenden Dunstes erhalten die Dinge ein völlig neues Gesicht. Steine und Bäume scheinen lebendig zu werden, Tiere jedoch und Menschen ins Wesenlose zurückzusinken. Eine Morgenwanderung im Novembernebel ist ein eigener Genuß. Nein, sagt mir nichts gegen den November . . .

Des Herbstes Abschiedsgruß

Noch hängt das bunte Laub an den Bäumen. Die Birken setzen lustige gelbgrüne Flecken in den blauschwarzen Dämmer der Nadelwälder. Ahorn spielt mit allen Tönen des Rot vom hellen Zinnober bis zur dunklen Blutfarbe. Fröhlich sehen die Lärchen aus; ihre Nadeln sind fast strohgelb und werden bald abfallen...

Wenn jetzt die Sonne scheint, dann muß man sich beeilen. Im Forstgarten zu Tharandt, im Saubach-Tal, an den Ufern der Lockwitz und Müglitz — an gar vielen Stellen des schönen Sachsengaues kann man jetzt den letzten Farbenrausch des Herbstes mitnehmen. Es ist das der billigste Rausch, er kostet rein gar nichts. Und doch ist er ein unvergeßliches Vergnügen. Wie bedauert man all die schwerfälligen Freunde, die aus Müdigkeit und Lässigkeit sich zu dem Ausfall ins Freie nicht aufraffen können! Wenn man von der Höhe solch eines bunten Tales — vielleicht vom „Finkenfang" bei Maxen oder von der Bosel bei Meißen — hinabschaut, dann möchte man meinen, etwas Schöneres habe man in dieser Landschaft noch nie gesehen.

So herrlich kann der Farbenrausch des sterbenden Herbstes noch im November sein. In diesem Jahr hat sich der bunte Schmuck der Bäume gut gehalten. Aber man wird sich beeilen müssen. Die Zeit, in der man diese Freude gewinnen kann, zählt für das Jahr 1938 nur noch nach Tagen. Bald ragen die Aeste kahl und warten auf den ersten Schnee . . .

Aepfel und Gänsebraten

Doch wenn draußen der Regen herunterrinnt, Dir aber der Sinn nicht nach nassen Füßen steht, dann kannst Du auch in Deiner Klause etwas vom bunten Zauber des Herbstes einfangen. Die Obsternte war in diesem Jahr nicht gerade überquellend an Fülle, aber was sie uns beschert hat, kann man jetzt am besten genießen. Nicht nur mit Zähnen und Magen, sondern auch mit den Augen. Ich gehe oft einmal abends, ehe sich die Tore schließen, durch die Markthalle, nur um mich an den Bergen von Aepfeln und Birnen, von Kraut und Gurken zu erfreuen, die es da zu bewundern gibt. Sich eine kleine Kostprobe davon, einen bunten Obstteller im eigenen Heim aufzubauen, das bedeutet nicht nur Magenfreude, sondern auch Augenweide.

Rot und grün, gelb und braun leuchtet der Obstteller. Es sind kräftige Farben, stark wie der Flammenzauber der Herbstfärbung draußen; eine starke Wirkung geht von ihnen aus. Immerhin — Du kannst ein nicht minder befriedigendes Ergebnis erzielen, wenn Du Deine Klause in matteren Farben dekorierst. Einen guten Gänsebraten schlage ich für eine solche Dekoration vor, da ja doch Martini vor der Tür steht. Das matte Leuchten der knusperig gebratenen Gänsehaut harmoniert entzückend mit dem dunklen Violett des Rotkrauts und dem Braun des Kulmbachers, das Du Dir dazu hast bringen lassen. Das Rot des Burgunders steht dem Gänsebraten auch gar wohl an — jedenfalls aber müssen es matte Farben sein, um die rechte befriedigende Wirkung zu erzielen. Um so heller werden Deine Augen, vor Freude über dieses Stilleben in gedämpften Tönen leuchten.

Der Farbenrausch ist herrlich, aber auch die gedämpften Töne sind nicht zu verachten. Wie wäre es, wenn wir die im engen Bereich des häuslichen Tisches gewonnene Erfahrung auf die weite Natur draußen anwendeten? Nicht nur die bunte Fülle des Spätherbstes, auch das matte Helldunkel des Vorwinters birgt Geschenke für alle, deren Herzen voll Verlangen sind nach der Schönheit der Welt.

Zauber der Dämmerung

Wie wäre es an einem regenfreien Tage, dessen Himmel dennoch grau in grau bleibt, mit einem Ausflug ins Erzgebirge? Nicht nur im Winter sind diese Höhen schön. Gerade jetzt sind die matten Farben und die sanft geschwungenen Linien dieser Landschaft von beglückender Harmonie. Die gelblich schimmernden Wiesenflächen im Tal, die blauschwarzen Wälder, der mattgraue Himmel geben ein Landschaftsbild von unsäglicher Vornehmheit. Es ist in dieser Landschaft etwas wie eine große Gehaltenheit, eine geheime Erwartung und starke Bereitschaft.

Es ist gut, an einem Abend durch eine solche Landschaft zu gehen, wenn das Licht immer blasser, die Farben immer grauer, die Umrisse immer verschwommener werden. Du fühlst, wie die Nacht Dir die lichte Fülle